

so mag diese Ansicht richtig oder unrichtig sein: jedenfalls ist sie in sich logisch. Und vielleicht würden die kapitalistisch-liberalen Parteien sich auf diesen Standpunkt zurückziehen, wenn der Postfiskus die Erweiterung des Postregals nicht mit dem einladenden Speck versehen hätte, das allgemeine Briefporto durch die Erhöhung der Gewichtsgrenze für einfache Briefe herabzusetzen. Diese Verkehrs-erleichterung wollen jene Parteien auf jeden Fall einheimsen, und da sie auf keinen Fall die kapitalistische Spekulation schädigen möchten, so sind sie auf den famoson, aber sehr unlogischen Gedanken verfallen, auf Regiments Unkosten die Privatposten zu entschädigen. Ihr Hinüberwechseln auf das Prinzip des Antrags Kaunitz suchen sie dann durch den Schwindel zu verdecken, daß der Postfiskus in das Lager Lassalles übergelaufen sei, und die grauenvolle Unwissenheit der „gebildeten Klassen“ gestattet ihnen, das alberne Gewäsch von Königsberg bis Zürich anzupatschen.

Wenn die sozialdemokratische Fraktion für den Gesetzentwurf über die Erweiterung des Postregals eingetreten ist und nur die Bedingung gestellt hat, daß die Angestellten der Privatposten vom Postfiskus übernommen werden, so bildet sie sich nicht ein, damit der kommunistischen Gesellschaft einen Schritt näher zu kommen, und ebenso wenig beansprucht sie ein jus quaesitum für die Proletarier, die bisher von dem in den Privatposten angelegten Kapital ausgebeutet worden sind. Für sie handelt es sich nur um ein bürgerliches Verkehrsinteresse und um ein nobile officium des Staates, das sich in dem weltberühmten Reiche der „Sozialreform“ eigentlich schon von selbst verstehen sollte.

Diese einfache und klare Stellung der sozialdemokratischen Partei beseitigt die letzten Zweifel darüber, daß wenn die kapitalistisch-liberale Herde über „Lassalle und Bobbelski“ brüllt, damit nur ihr schmählicher Rückzug an die Krippe feudaler Liebesgaben maskirt werden soll.

## Lohn, Preis und Profit.

Vortrag, gehalten im Generalrathe der „Internationale“ am 26. Juni 1865  
von Karl Marx.

Uebersetzt von E. R. Bernstein.

(Fortsetzung.)

### 6. Vom Werth und vom Preis.

Bürger, ich bin nun an einem Punkte angelangt, wo ich auf die wirkliche Entwicklung der Frage eintreten muß. Ich kann nicht versprechen, dies in einer sehr zufriedenstellenden Weise zu thun, da ich sonst gezwungen wäre, das ganze Feld der politischen Oekonomie durchzugehen. Ich kann nur, wie die Franzosen sagen würden, „esleurer la question“, d. h. nur die Hauptpunkte berühren.

Die erste Frage, die wir zu stellen haben, ist die: Was ist der Werth einer Waare? Wie wird er bestimmt?

Auf den ersten Blick würde es scheinen, daß der Werth einer Waare eine ganz relative Sache sei, die nicht bestimmt werden kann, ohne daß die eine Waare in ihren Beziehungen zu anderen Waaren betrachtet wird. In der That verstehen wir, wenn wir von dem Werth, dem Tauschwerth einer Waare sprechen, die verhältnißmäßigen Mengen anderer Waaren, für die sie ausgetauscht werden kann. Nun aber entsteht die Frage: Wie werden die Verhältnißbeziehungen, in denen die Waaren zu einander stehen, regulirt?

Aus der Erfahrung wissen wir, daß diese Beziehungen unendlich verschieden sind. Wenn wir eine einzige Waare, sagen wir Weizen, nehmen, so werden wir finden, daß ein Quarter Weizen sich in fast unzählig verschiedenen Verhältnißgraden mit anderen Waaren austauscht. Und dennoch muß, da sein Werth immer der gleiche bleibt, dieser Werth, gleichviel ob er sich in Seide, Gold oder irgend einer anderen Waare ausdrückt, etwas von diesen verschiedenen Proportionen, in denen er sich mit anderen Artikeln austauscht, Unterschiedenes und von ihnen Unabhängiges sein. Es muß möglich sein, diese verschiedenen Gleichungsbeziehungen zu verschiedenen Gegenständen in einer ganz anderen Form zum Ausdruck zu bringen.

Ferner, wenn ich sage, daß ein Quarter Weizen sich in einem bestimmten Verhältniß mit Eisen austauscht oder daß der Werth eines Quarters Weizen sich in einer bestimmten Menge Eisen ausdrückt, so sage ich, daß der Werth des Weizens und sein Gegenwerth in Eisen irgend einer dritten Sache gleich sind, die weder Weizen noch Eisen ist, weil ich dabei unterstelle, daß sie dieselbe Größe in zwei verschiedenen Formen darstellen. Jedes von ihnen, der Weizen oder das Eisen, muß sich deshalb unabhängig von dem anderen auf jene dritte Sache, die ihr gemeinsames Maß ist, zurückführen lassen.

Ich will, um diesen Punkt zu erhellen, auf ein sehr einfaches Beispiel aus der Geometrie zurückgreifen. Wenn wir den Flächeninhalt von Dreiecken der verschiedensten Formen und Größen, oder Dreiecke mit Rechtecken oder irgendwelchen anderen gradlinigen Figuren vergleichen, wie verfahren wir alsdann? Wir führen die Fläche jedes Dreiecks auf einen von seiner sichtbaren Natur ganz verschiedenen Ausdruck zurück. Nachdem wir aus der Natur des Dreiecks erkannt haben, daß sein Flächeninhalt dem halben Produkt seiner Grundlinie mit seiner Höhe gleich ist, können wir daraufhin die verschiedenen Werthe aller Arten von Dreiecken und anderer gradlinigen Figuren vergleichen, weil jede dieser letzteren in eine gewisse Anzahl von Dreiecken aufgelöst werden kann.

Dasselbe Verfahren muß bei den Werthen der Waaren vorgenommen werden können. Wir müssen im Stande sein, sie alle auf den einen ihnen gemeinsamen Ausdruck zurückzuführen, indem wir sie nur noch nach dem Verhältniß unterscheiden, in dem sie dasselbe identische Maß enthalten.

Da die Tauschwerthe der Waaren nur gesellschaftliche Funktionen dieser Gegenstände sind und durchaus nichts mit ihren natürlichen Eigenschaften zu thun haben, müssen wir erst fragen: Welches ist die gemeinsame gesellschaftliche Substanz aller Waaren? Es ist die Arbeit. Um eine Waare herzustellen, muß eine bestimmte Summe Arbeit auf sie verwandt oder in sie verarbeitet sein. Und ich sage nicht nur Arbeit, sondern gesellschaftliche Arbeit. Ein Mann, der einen Artikel für seinen eigenen unmittelbaren Gebrauch herstellt, das heißt um ihn selbst zu konsumiren, schafft ein Produkt, aber nicht eine Waare. Als sich selbst erhaltender Produzent hat er nichts mit der Gesellschaft zu thun. Um dagegen eine Waare zu produziren, muß der Mann nicht nur einen Artikel produziren, der irgend ein gesellschaftliches Bedürfniß befriedigt, sondern seine Arbeit selbst muß einen Theil und ein Stück der von der Gesellschaft ausgegebenen Gesamtsomme von Arbeit bilden. Sie muß in das Bereich der Theilung der Arbeit innerhalb der Gesellschaft fallen. Sie ist nichts ohne die anderen Abtheilungen der Arbeit und muß sie ihrerseits ergänzen.

Wenn wir die Waaren als Werthe betrachten, so betrachten wir sie ausschließlich unter dem alleinigen Gesichtspunkt von vergegenständlichter, fixirter oder, wenn Ihr wollt, kristallisirter gesellschaftlicher Arbeit.

In dieser Hinsicht können sie sich nur dadurch unterscheiden, daß sie größere oder kleinere Mengen Arbeit darstellen, wie zum Beispiel eine größere Menge Arbeit in einem seidenen Taschentuch stecken kann, als in einem Backstein. Aber wie mißt man Arbeitsmengen? In der Zeit, welche die Arbeit dauert, indem man die Arbeit nach Stunde, Tag zc. mißt. Natürlich werden, um dieses Maß anzuwenden, alle Arten von Arbeit zur durchschnittlichen oder einfachen Arbeit als ihrer Einheit zurückgeführt.

Wir gelangen deshalb zu diesem Schlusse. Die Waare hat einen Werth, weil sie eine Kristallisation gesellschaftlicher Arbeit ist. Die Größe ihres Werthes oder ihr relativer Werth hängt von der größeren oder kleineren Menge der in ihr enthaltenen gesellschaftlichen Substanz ab, das heißt von der zu ihrer Herstellung relativ nothwendigen Arbeitsmasse. Die relativen Werthe der Waaren werden somit bestimmt von den betreffenden Mengen oder Summen von Arbeit, die in diesen Waaren verarbeitet, vergegenständlicht, fixirt sind. Einander entsprechende Mengen von Waaren, die in der gleichen Arbeitszeit produziert werden können, sind im Werthe gleich. Oder, der Werth einer Waare verhält sich zum Werthe einer anderen Waare wie die in der einen fixirten Arbeitsmenge sich zu der in der anderen fixirten Arbeitsmenge verhält.

Ich vermüthe, daß viele von Euch fragen werden: Existirt also wirklich solch ein großer oder überhaupt irgend ein Unterschied zwischen der Bestimmung der Waarenwerthe auf Grund der Löhne und der ihrer Bestimmung auf Grund der zu ihrer Herstellung nothwendigen relativen Arbeitsmengen? Ihr müßt Euch jedoch klar machen, daß die Belohnung der Arbeit und die Menge der Arbeit ganz ungleichartige Dinge sind. Nehmen wir zum Beispiel an, es seien in einem Quarter Weizen und einer Unze Gold gleiche Mengen Arbeit fixirt. Ich greife auf dieses Beispiel zurück, weil es von Benjamin Franklin in seiner 1721 veröffentlichten Abhandlung, „A Modern Inquiry into the Nature and Necessity of a Paper Currency“ betitelt, gebraucht wurde, in welcher Schrift er als einer der Ersten die wirkliche Natur des Werthes traf. Nun wohl! Wir nehmen also an, daß ein Quarter Weizen und eine Unze Gold gleiche Werthe oder Aequivalente sind, weil sie Kristallisirungen gleicher Mengen von Durchschnittsarbeit sind, von so vielen Tagen oder so vielen Wochen in jeder von ihnen fixirter Arbeit. Beziehen wir uns, indem wir so die relativen Werthe von Gold und Korn bestimmen, in irgendwelcher Weise auf die Löhne der Landarbeiter und der Bergarbeiter? Nicht im Geringsten. Wir lassen es ganz unbestimmt, wie deren Tages- oder Wochenarbeit bezahlt oder selbst ob überhaupt Lohnarbeit angewandt wurde. Wenn es geschehen, so mögen die Löhne sehr ungleich gewesen sein. Der Arbeiter, dessen Arbeit in dem Quarter Weizen steckt, mag nur zwei Bushel, dagegen der in den Bergwerken beschäftigte Arbeiter eine halbe Unze Gold erhalten. Oder angenommen, ihre Löhne sind gleich, so können dieselben doch in allen möglichen Graden von den Werthen der von ihnen gefertigten Gegenstände abweichen. Sie können die Hälfte, ein Drittel, ein Viertel, ein Fünftel oder irgend einen anderen Bruchtheil des einen Quarters Weizen oder der einen Unze Gold betragen. Die Löhne dieser Arbeiter können natürlich nicht die Werthe der von ihnen gefertigten Waaren übersteigen, nicht höher sein als sie, aber sie können in jedem möglichen Grade niedriger sein. Ihre Löhne werden in den Werthen der Produkte ihre Grenze finden, aber den Werthen ihrer Produkte werden nicht durch ihre Löhne Grenzen gesetzt. Und vor Allen werden die Werthe, wie zum Beispiel die relativen Werthe von

Storn und Gold, ohne irgendwelche Rücksicht auf den Werth der angewandten Arbeit, das will sagen der Löhne, festgesetzt worden sein. Es ist deshalb etwas ganz Anderes, die Werthe von Waaren nach den in sie hineingesteckten relativen Mengen von Arbeit zu bestimmen, als die tautologische Methode, die Werthe von Waaren nach dem Werthe der Arbeit oder durch die Löhne zu bestimmen. Dieser Punkt wird jedoch im Verlauf unserer Untersuchung genauer erhellet werden.

Bei der Berechnung des Tauschwerthes einer Waare müssen wir zu der Menge der zuletzt angewandten Arbeit die vorher in dem Rohmaterial der Waare verarbeitete Menge von Arbeit hinzufügen, ebenso die Arbeit, die auf die Geräthe, Werkzeuge, Maschinen und Häuser verwandt worden, die bei jener Arbeit zu Hilfe genommen wurden. Zum Beispiel ist der Werth einer bestimmten Menge von Baumwollgarn die kristallisirte Menge Arbeit, die der Baumwolle während des Spinprozesses hinzugefügt ward, der in der Baumwolle selbst vorher realisirten Arbeitsmenge, der in den Kohlen, dem Oel und anderen zur Anwendung gelangten Hilfsmitteln steckenden Arbeitsmenge, der in der Dampfmaschine, den Spindeln, dem Fabrikgebäude und so weiter fixirten Arbeitsmenge. Die eigentlichen Arbeitsmittel, wie Werkzeuge, Maschinen, Gebäude, werden eine längere oder kürzere Zeit im Verlaufe wiederholter Produktionsprozesse immer von Neuem benutzt. Würden sie, wie das Rohmaterial, auf einmal aufgenützt, so würde ihr ganzer Werth in Einem hin auf die Waaren übertragen werden, die sie herstellen halfen. Da aber zum Beispiel eine Spindel nur allmählig aufgenützt wird, so wird eine Durchschnittsberechnung gemacht, bei der die Durchschnittszeit ihrer Dauer und ihrer Durchschnittsabnutzung oder ihr Verschleiß während einer bestimmten Zeit, sagen wir eines Tages, zu Grunde gelegt wird. Auf solche Weise berechnen wir, wie viel von dem Werthe der Spindel auf das täglich gespinnene Garn übergeht und wie viel deshalb von der Totalsumme Arbeit, die zum Beispiel in einem Pfund Garn sich verwirkt, der vorher in der Spindel vergegenständlichten Menge Arbeit zuzuschreiben ist. Für unseren augenblicklichen Zweck ist es nicht nothwendig, länger bei diesem Punkte zu verweilen.

Es könnte scheinen, daß, wenn der Werth jeder Waare von der auf ihre Herstellung verwandten Quantität Arbeit bestimmt wird, sich daraus ergibt, daß, je träger oder ungeschickter ein Arbeiter ist, die von ihm hergestellte Waare um so werthvoller wird, weil die für ihre Fertigstellung erforderliche Arbeitszeit eine entsprechend längere ist. Dies wäre indeß ein trauriger Fehlschluß. Ihr werdet Euch erinnern, daß ich das Wort „gesellschaftliche Arbeit“ gebraucht habe, und in dieser qualifizirenden Bezeichnung „gesellschaftlich“ sind viele Punkte eingeschlossen. Wenn wir sagen, daß der Werth einer Waare von der in ihr verarbeiteten oder kristallisirten Menge von Arbeit bestimmt wird, so verstehen wir darunter die zu ihrer Herstellung in einem gegebenen Gesellschaftszustand, unter bestimmten gesellschaftlichen Durchschnittsbedingungen der Produktion, einer gegebenen gesellschaftlichen Durchschnittsdichtigkeit und Durchschnittsgeschicklichkeit der angewandten Arbeit erforderliche Arbeitsmenge. Als in England der Kraststuhl mit dem Handstuhl in Konkurrenz trat, da bedurfte es nur der Hälfte der früheren Arbeitszeit, um eine bestimmte Menge Garn in eine Elle Kattun oder Tuch zu verwandeln. Der arme Handstuhlweber arbeitete nun siebzehn und achtzehn Stunden täglich statt der neun oder zehn Stunden, die er früher gearbeitet hatte. Aber sein Produkt einer zwanzigstündigen Arbeit repräsentirte jetzt nur noch zehn soziale Arbeitsstunden oder zehn für die Umwandlung einer bestimmten Menge Garn in Webstoffe nothwendige Stunden gesellschaftlicher Arbeit. Sein in zwanzig

Stunden fertiggestelltes Produkt hatte somit keinen höheren Werth als sein früher in zehn Stunden hergestelltes Produkt.

Wenn also die in den Waaren verkörperte Menge gesellschaftlich nothwendiger Arbeit ihren Tauschwerth regelt, so muß jede Vermehrung der für die Herstellung einer Waare nothwendigen Arbeitsmenge den Werth derselben erhöhen, wie jede Verringerung ihn vermindern muß.

Wenn die Arbeitsmengen, die zur Herstellung der verschiedenen Arten von Waaren erfordert sind, konstant blieben, so würden ihre relativen Werthe auch konstant sein. Aber dies ist nicht der Fall. Die für die Herstellung einer Waare nothwendige Arbeitsmenge wechselt beständig mit den Veränderungen in den Produktivkräften der angewandten Arbeit. Je größer die Produktivkraft der Arbeit, desto mehr an Produkten wird in einer gegebenen Arbeitszeit fertiggestellt, und je geringer die Produktivkraft der Arbeit, eine um so kleinere Menge Produkte wird in derselben Zeit fertiggestellt. Wenn es z. B. bei zunehmender Bevölkerung nothwendig werden sollte, weniger fruchtbaren Boden zu kultiviren, so würde dieselbe Menge von Produkten nur dadurch erzielt werden können, daß eine größere Menge Arbeit verwandt würde, und der Werth der Bodenprodukte würde in Folge dessen steigen. Andererseits ist es klar, daß wenn der einzelne Spinner mit Hilfe der modernen Produktionsmittel im Laufe eines Arbeitstags viele tausendmal mehr Baumwolle in Garn verwandelt als er im gleichen Zeitraum mit dem Spinnrad verspinnen konnte, jedes einzelne Pfund Baumwolle viele tausendmal weniger Spinnarbeit absorbiren wird als vorher und in Folge dessen der durch das Spinnen jedem einzelnen Pfund Baumwolle hinzugefügte Werth tausendmal kleiner sein wird als vordem. Der Werth des Garnes wird entsprechend fallen.

Abgesehen von den Unterschieden in der natürlichen Spannkraft und der erworbenen Arbeitsgeschicklichkeit der verschiedenen Völker müssen die Produktivkräfte der Arbeit hauptsächlich abhängen:

Erstens von den Naturbedingungen der Arbeit, wie Ergiebigkeit des Bodens, der Bergwerke u. s. w.

Zweitens von den fortschreitenden Verbesserungen der gesellschaftlichen Arbeitskräfte, wie sie bewirkt werden durch die Produktion auf großem Maßstab, durch die Konzentration des Kapitals und Kombinirung der Arbeit, Theilung der Arbeit, Maschinen, verbesserter Methoden, Anwendung von chemischen und anderen Naturkräften, Verdichtung der Zeit und des Raumes durch Verkehrs- und Transportmittel, sowie durch alle sonstigen Veranstellungen, vermittelt deren die Wissenschaft die Naturkräfte in den Dienst der Arbeit zwingt und der gesellschaftliche oder kooperative Charakter der Arbeit zur Entfaltung gebracht wird. Je größer die Produktionskraft der Arbeit, um so weniger Arbeit wird auf eine bestimmte Menge von Produkten verwandt. Deshalb auch um so kleiner der Werth des Produkts. Je geringer die Produktivkraft der Arbeit, desto mehr Arbeit wird auf die gleiche Produktenmenge verwendet. Um so größer dann ihr Werth.

Wir dürfen demgemäß als allgemeines Gesetz feststellen, daß:

Die Werthe der Waaren sich direkt wie die Mengen von Arbeitszeit verhalten, die zu ihrer Herstellung angewandt werden und umgekehrt wie die Produktivkräfte der verwandten Arbeit.

Nachdem ich bisher nur vom Werthe gesprochen, so werde ich jetzt einige Worte über den Preis hinzufügen, der eine eigenthümliche Form ist, die der Werth annimmt.

Für sich allein genommen ist der Preis nichts als der Geldausdruck des Werthes. Die Werthe aller Waaren dieses Landes sind zum Beispiel alle in Goldpreisen ausgedrückt, während sie auf dem Festland hauptsächlich in Silberpreisen ausgedrückt werden. Der Werth des Goldes oder Silbers wird wie der aller anderen Waaren von der Menge Arbeit bestimmt, die zu ihrer Gewinnung nothwendig ist. Ihr tauscht eine gewisse Menge eurer nationalen Produkte, in denen eine bestimmte Menge eurer nationalen Arbeit kristallisirt ist, gegen das Produkt von Gold und Silber produzierenden Ländern um, in dem eine gewisse Menge ihrer Arbeit kristallisirt ist. Auf solche Weise, thatsächlich durch das Markten, lernt Ihr die Werthe aller Waaren, das heißt die respektiven Arbeitsmengen, die auf ihre Herstellung verwendet worden, in Gold und Silber ausdrücken. Wenn Ihr in den Geldausdruck des Werthes oder, was dasselbe heißt, die Umwandlung des Werthes in Preis etwas genauer eindringt, so werdet Ihr finden, daß es ein Prozeß ist, durch den Ihr den Werthen aller Dinge eine selbständige und gleichartige Form gebt oder durch den Ihr sie als Mengen gleicher, gesellschaftlicher Arbeit bezeichnet. So weit als er nur der Geldausdruck des Werthes ist, ist der Preis von Adam Smith der „natürliche Preis“ und von den französischen Physiokraten der „prix necessaire“ genannt worden.

Welches ist nun das Verhältniß zwischen Werth und Marktpreis oder zwischen natürlichen Preisen und Marktpreisen? Ihr Alle wißt, daß der Marktpreis derselbe ist für alle Waaren gleicher Art, wie verschieden auch immer die Produktionsbedingungen der einzelnen Produzenten sein mögen. Der Marktpreis drückt nur den Durchschnittsbetrag der gesellschaftlichen Arbeit aus, die unter den Durchschnittsbedingungen der Produktion erfordert ist, um den Markt mit einer bestimmten Masse von bestimmten Artikeln zu versorgen. Er wird gemäß der Gesamtmenge von Waaren einer bestimmten Art berechnet.

Soweit stimmt der Marktpreis einer Waare mit ihrem Werthe überein. Andererseits sind die Schwankungen der Marktpreise, da diese bald über, dann wieder unter den Werth oder den natürlichen Preis steigen und sinken, von den Schwankungen der Zufuhr und der Nachfrage abhängig. Die Abweichungen der Marktpreise von den Werthen finden beständig statt, aber, wie Adam Smith sagt: „Der natürliche Preis ist der den Mittelpunkt bildende Preis, um den die Preise der Waaren fortwährend gravitiren. Verschiedene Zufälle mögen sie manchmal ein gut Theil darüber halten und sie manchmal selbst darunter hinabbrücken. Aber welches auch immer die Hindernisse sein mögen, die sie abhalten, sich in diesem Mittelpunkt von Ruhe und Beharrlichkeit festzusetzen, so streben sie doch beständig nach ihm hin.“

Ich kann jetzt darauf nicht genauer eingehen. Es genüge zu sagen, daß wenn Angebot und Nachfrage einander im Gleichgewicht halten, die Marktpreise der Waaren mit ihren natürlichen Preisen, das heißt mit ihren Werthen, übereinstimmen werden, wie diese von den zu ihrer Herstellung erforderlichen respektiven Arbeitsmengen bestimmt sind. Aber Angebot und Nachfrage müssen beständig darnach streben, sich das Gleichgewicht zu halten, wenn sie dies auch nur in der Weise thun, daß sie jede Schwankung durch eine andere, jedes Steigen durch ein Fallen und umgekehrt ausgleichen. Wenn Ihr, statt nur die täglichen Schwankungen zu betrachten, die Bewegungen untersucht, welche die Marktpreise während längerer Perioden aufweisen, wie dies zum Beispiel Mr. Tooke in seiner „Geschichte der Preise“ gethan hat, so werdet Ihr finden, daß die Schwankungen der Marktpreise, ihre Abweichungen von den Werthen, ihr Steigen und Fallen

einander aufheben und ergänzen, so daß, wenn man von den Wirkungen der Monopole und einigen anderen Einschränkungen absieht, auf die ich jetzt nicht eingehen kann, die Waaren jeder Art im Durchschnitt zu ihren entsprechenden Werthen oder natürlichen Preisen verkauft werden. Die durchschnittlichen Zeiträume, während denen die Schwankungen der Marktpreise einander ausgleichen, sind für die verschiedenen Arten von Waaren verschieden, weil es bei manchen Arten leichter ist, das Angebot der Nachfrage anzupassen, als bei anderen.

Wenn also, um uns an die allgemeine Erscheinung zu halten und etwas längere Zeiträume ins Auge zu fassen, Artikel jeder Art zu ihren entsprechenden Werthen verkauft werden, so ist es Unsinn, anzunehmen, daß der Profit — nicht der in einzelnen Fällen erzielte — aber die beständigen und allgemeinen, in den verschiedenen Industrien gemachten Profite aus den Preisen der Waaren oder daraus herrührend, daß diese zu einem Preise verkauft werden, der ihren Werth erheblich übersteigt. Die Ungereimtheit dieser Ansicht tritt klar zu Tage, wenn man sie verallgemeinert. Daß, was Jemand als Verkäufer beständig gewänne, würde er als Käufer ebenso beständig verlieren. Es würde nichts helfen, zu sagen, daß es Leute giebt, die Käufer sind ohne Verkäufer, oder die Konsumenten sind, ohne Produzenten zu sein. Was diese Leute den Produzenten zahlen, müssen sie zuerst von ihnen für nichts bekommen. Wenn Jemand erst Eure Geld nimmt und dieses Geld auch nachher dadurch zurückgiebt, daß er Eure Waaren kauft, so werdet Ihr Euch niemals dadurch bereichern, daß Ihr dieser Person Eure Waaren zu theuer verkauft. Diese Art von Handel mag einen Verlust verringern, aber sie würde nie dazu beitragen, einen Profit zu erzielen.

Um die allgemeine Natur der Profite zu erklären, müßt Ihr somit von dem Lehrsatz ausgehen, daß die Waaren durchschnittlich zu ihrem wirklichen Werthe verkauft und daß Profite dadurch erlangt werden, daß man die Waaren zu ihren Werthen verkauft, das heißt im Verhältnis zu der in ihnen verwirklichten Arbeitsmenge. Wenn Ihr den Profit nicht unter dieser Voraussetzung erklären könnt, so könnt Ihr ihn überhaupt nicht erklären. Dies scheint paradox und im Widerspruch mit der alltäglichen Beobachtung. Es ist aber auch paradox, daß die Erde sich um die Sonne bewegt und das Wasser aus zwei höchst entzündlichen Gasen besteht. Wissenschaftliche Wahrheiten sind stets paradox, wenn sie nach der alltäglichen Erfahrung beurtheilt werden, die nur den trügerischen Schein der Dinge erfäßt.

## 7. Die Arbeitskraft.

Nachdem wir nun, soweit dies in einer so flüchtigen Betrachtung geschehen konnte, die Natur des Werthes, des Werthes aller möglichen Waaren untersucht haben, müssen wir unsere Aufmerksamkeit dem besonderen Werthe der Arbeit zuwenden. Und hierbei muß ich Euch wieder durch ein Paradox überraschen. Jeder von Euch ist überzeugt, daß das, was Ihr täglich verkauft, Eure Arbeit ist, daß somit die Arbeit einen Preis hat und daß, da der Preis einer Waare der Geldausdruck ihres Werthes ist, ganz sicher so etwas wie ein Werth der Arbeit existiren muß. Es existirt jedoch kein solch Ding wie „Werth der Arbeit“ in dem gewöhnlichen Sinne dieses Wortes. Wir haben gesehen, daß die Menge der in einer Waare kristallisirten notwendigen Arbeit ihren Werth bildet. Nun wohl, wie können wir, wenn wir diesen Begriff des Werthes anwenden, den Werth eines, sagen wir, Zehnstundentags bestimmen? Wie viel Arbeit ist in diesem Tage enthalten? Zehn Stunden Arbeit. Es wäre eine tautologische und noch dazu unsinnige Ausdrucksweise, zu sagen, daß

der Werth eines zehnstündigen Arbeitstags zehn Arbeitsstunden oder der in ihnen enthaltenen Arbeitsmenge gleich sei. Natürlich wenn wir erst einmal den wahren, aber versteckten Sinn des Ausdrucks „Werth der Arbeit“ herausgefunden, würden wir auch im Stande sein, diese irrationelle und scheinbar unmögliche Anwendung des Werthes zu erklären, ebenso wie wir im Stande sind, die scheinbaren oder bloß in bestimmter Form wahrgenommenen Bewegungen der Himmelsgestirne zu erklären, wenn wir erst ihre wirklichen Bewegungen begriffen haben.

Was der Arbeiter verkauft, ist nicht direkt seine Arbeit, sondern seine Arbeitskraft, deren Verfügung er zeitweise dem Kapitalisten überläßt. Dies ist so sehr der Fall, daß — ich weiß nicht, ob durch das englische Gesetz, aber jedenfalls durch einige kontinentale Gesetze die Maximalzeitdauer festgesetzt ist, für welche eine Person ihre Arbeitskraft verkaufen darf. Wäre dem Arbeiter letzteres für jedwede unbegrenzte Zeit gestattet, so würde augenblicklich die Sklaverei wieder hergestellt sein. Wenn zum Beispiel solch Verkauf die Lebenszeit der Person umfaßte, so würde er diese sofort zum lebenslänglichen Sklaven des Arbeitsherrn machen.

Thomas Hobbes, einer der ältesten Ökonomen und der originalsten Philosophen Englands, hat schon in seinem „Leviathan“ instinktiv auf diesen Punkt hingewiesen, der von allen seinen Nachfolgern übersehen worden ist. Er sagt: „Der Werth eines Mannes ist, wie bei allen anderen Dingen, sein Preis: das heißt so viel als für den Gebrauch seiner Kraft gegeben wird.“

Von dieser Grundlage ausgehend, werden wir im Stande sein, den Werth der Arbeit wie den aller anderen Waaren zu bestimmen.

Aber bevor wir dies thun, dürfen wir fragen: woher kommt diese seltsame Erscheinung, daß wir auf dem Markte eine Reihe Käufer finden, die Boden, Maschinen, Rohmaterial und die Mittel zum Leben besitzen, alles Dinge, die außer dem Boden in seinem ursprünglichen Zustand Produkte der Arbeit sind, und andererseits eine Reihe Verkäufer, die außer ihrer Arbeitskraft, ihren zur Arbeit bereiten Armen und ihrem Hirn nichts zu verkaufen haben? Daß die Einen beständig kaufen, um einen Profit zu machen und sich zu bereichern, während die Anderen beständig verkaufen, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen? Die Untersuchung dieser Frage würde eine Untersuchung sein der „ersten oder ursprünglichen Akkumulation“, wie die Ökonomen sie nennen, die aber von Rechts wegen „ursprüngliche Enteignung“ heißen sollte. Wir würden sehen, daß diese sogenannte „ursprüngliche Akkumulation“ nichts Anderes bedeutet als eine Reihe historischer Prozesse, deren Resultat eine Zersetzung der ursprünglich zwischen den Arbeitenden und ihren Arbeitsmitteln herrschenden Vereinigung war. Diese Untersuchung liegt jedoch außerhalb des Umkreises meiner vorliegenden Aufgabe. Nachdem die Trennung des Mannes der Arbeit von dem Arbeitsmittel einmal vollzogen worden, muß sich dieser Zustand der Dinge von selbst forterhalten und sich in beständig zunehmendem Maße wieder erzeugen, bis eine neue und gründliche Revolution der Produktionsweise ihn wieder umwirft und die ursprüngliche Vereinigung in einer geschichtlich neuen Form wiederherstellt.

Was also ist der Werth der Arbeitskraft? Wie der jeder anderen Waare wird ihr Werth durch die Arbeitsmenge bestimmt, die zu ihrer Herstellung nothwendig ist. Die Arbeitskraft eines Menschen existirt nur in seiner lebenden Persönlichkeit. Eine bestimmte Masse Lebensmittel muß von ihm verbraucht werden, damit er wachsen und sein Dasein erhalten kann. Aber der Mensch mußt sich ebenso wie die Maschine ab und muß von einem anderen Menschen ersetzt werden. Außer der für seinen eigenen Unterhalt erforderlichen Menge



nothwendiger Lebensmittel benötigt er eine weitere Menge Lebensmittel, um eine gewisse Anzahl Kinder aufzuziehen, die ihn auf dem Arbeitsmarkt ersetzen und den Stamm der Arbeiter verewigen. Außerdem muß, um seine Arbeitskraft zu entwickeln und um eine gewisse Geschicklichkeit zu erzielen, eine weitere Summe Werth verausgabt werden. Für unseren Zweck genügt es, nur die Durchschnittsarbeit zu betrachten, deren Erziehungs- und Ausbildungskosten verschwindende Größen sind. Doch muß ich diese Gelegenheit ergreifen, um festzustellen, daß ebenso wie die Kosten der Produktion von Arbeitskräften verschiedener Art voneinander abweichen, so auch die Werthe der in den verschiedenen Industrien angewandten Arbeitskräfte sich voneinander unterscheiden müssen. Der Ruf nach Gleichheit der Löhne beruht deshalb auf einem Irrthum, einem sinnlosen Wunsch, der nie erfüllt werden wird. Er ist ein Erzeugniß jenes falschen und oberflächlichen Radikalismus, der Voraussetzungen hinhinrent und Folgerungen auszuweichen sucht. Auf der Grundlage des Lohnsystems wird der Werth der Arbeitskraft wie der jeder anderen Waare geregelt, und da die verschiedenen Arten von Arbeitskraft verschiedene Werthe haben oder zu ihrer Herstellung verschiedener Arbeitsmengen bedürfen, so müssen sie auch auf dem Arbeitsmarkt verschiedene Preise erlangen. Auf der Grundlage des Lohnsystems nach gleicher oder auch nur gerechter (equitable) Bezahlung rufen ist dasselbe wie der Ruf nach Freiheit auf Grundlage des Systems der Sklaverei. Was Ihr für gerecht oder billig haltet, kommt nicht in Betracht. Die Frage dreht sich vielmehr darum, was bei einem gegebenen Produktionssystem nothwendig und unvermeidbar ist.

Nach dem Angeführten wird der Werth der Arbeitskraft bestimmt durch den Werth der nothwendigen Lebensmittel, die gebraucht werden, um die Arbeitskraft zu produziren, zu entwickeln, zu unterhalten und zu verewigen.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachmals Explosionen in Steinkohlengruben.

Von Heinrich Müller.

Die große Schlagwetterexplosion am 17. Februar ds. Jrs. auf der Zeche Carolinenglück bei Bochum, bei welcher 122 Bergleute das Leben verloren und 30 verletzt wurden, hat die Frage der Verhütung derartiger Unglücke wieder mit an die erste Stelle auf die Tagesordnung gesetzt. Schon in den Nummern 29 und 30 des Jahrgangs 1896/97 dieser Zeitschrift sind die Explosionen in Steinkohlengruben als eine Frage der Grubenventilation besprochen und ist dabei nachgewiesen worden, daß das jetzige Bewetterungssystem im Prinzip falsch ist, die Apparate der Wetterführung fast immer im defekten Zustande sich befinden und die Wetterführung unter keiner genügenden Kontrolle steht, weshalb das Gas in größeren oder kleineren Mengen stets vorhanden ist. Wir wollen jetzt versuchen, diejenigen Ursachen darzulegen, welche dazu führen, daß trotz des Gebrauchs der sogenannten Sicherheitslampe und Anwendung sonstiger Verhütungsmaßregeln dennoch die angesammelten Gase zur Entzündung gelangen.

Hierbei kommen in Betracht: die Betriebsart, die Arbeiter, die Wetterlampe, die Grubenbeamten und die Aufsichtsbehörde.

Die ungezügelte Profitsucht beherrscht heutzutage alle Unternehmungen, und da nun die gegenwärtige Art der Grubenanlagen, die der Tiefbaue, wo die Kohlen aus einer Tiefe von bis zu 600 und noch mehr Meter herausgeholt